

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 49

Artikel: Korsische Strassenbilder

Autor: Schilling, Helmut

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646680>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



St. Nikolaus in Windischgarten.

nichts, auch jener Bauer ging hinaus, „da padte ihn der Wolf und fraß ihn auf — nur die Stiefel blieben übrig.“

Das gleiche Motiv der Bestrafung menschlicher Neugier durch den Heiligen mit Hilfe der ihm beigesellten Tiere findet sich auch in der ukrainischen Tradition. Ein Mann hörte, daß der heilige Nikolaus „manchmal den Wölfen Menschen aufzufressen gestatte, manchmal wieder nicht“, und „daß er an seinem Namenstage mit den Tieren zu beraten pflege“; er ging in den Wald und versteckte sich hinter einem Baume. Um Mitternacht kam der heilige Nikolaus mit einem großen, weißen Bart, pfiff und es kamen die Tiere. Er setzte sich auf einen Thron und gab ihnen an, was sie tun sollten; der Bär sollte den Ochsen fressen, der Fuchs die Henne, der Wolf wiederum das kahle Pferd des hinter dem Baume stehenden Mannes. Der Mann schmierte mit Schmutz die kahle Haut seines Pferdes zu, so daß es der Wolf nicht finden konnte. In der nächsten Nacht versteckte er sich wiederum hinter dem Baume und hörte, wie sich der Wolf bei dem Heiligen beklagte, daß er das Pferd nicht finden konnte — und jener gestattete ihm, den Besitzer des Pferdes zu fressen. Bestürzt erzählte dies der Bauer den Seinigen und verließ lange Zeit das Haus nicht. Das half ihm aber nicht viel; denn er sich einmal in ein anderes Dorf zur Hochzeit fahren ließ, hat der Wolf in Gestalt eines Weibes, den Wagen besteigen zu dürfen und fraß den Bauern mit Haut und Haaren auf.

Endlich sei die schon eingangs erwähnte Rolle des Heiligen als Patron der Jungfrauen und Kinder betrachtet. Sofern es um den ihm besonders zugeschriebenen Schutz, den er heiratsfähigen Mädchen angedeihen läßt, geht, so haben wir es da ganz einfach und genau mit einem Echo aus der Lebensgeschichte des Heiligen zu tun, wo wir u. a. lesen: „Es lebte in Patara ein verarmerter Edelmann, der drei Töchter hatte ... Vom Hunger getrieben, wollte er seine schon erwachsenen Töchter auf den Weg der Unzucht bringen. Gott sah auf die Tränen der Unschuldigen herab; denn der heilige Nikolaus streute soviel Gold in die Kammer jenes Mannes, daß er sich ernähren und seine Töchter verheiraten konnte.“ Nach dem Beispiel des heiligen Nikolaus schuf man also in den katholischen Ländern Europas Fonds, um armen Mädchen eine Aussteuer zu schaffen.

Weniger klar dagegen ist die Herkunft jener Gebräuche, die den heiligen Nikolaus als sorgfamten Erzieher der Kinder darstellen, die durch ihn entweder bestraft oder belohnt werden. Sie treten in zwei Formen auf. Nach der einen einfacheren legt der Heilige unsichtbar (in Wirklichkeit mit den Händen des Familienoberhauptes) Süßigkeiten oder

Spielzeug unter die Kopfkissen oder in die Schuhe und Strümpfe der artigen, eine Rute wiederum für die unartigen Kinder. Nach der anderen, sehr komplizierten besucht der Heilige (in Wirklichkeit ein als Bischof verkleideter Mann) gewöhnlich in Begleitung einer Schar wunderlich verkleideter Gestalten die Häuser, examiniert die Kinder in Katechismus und Gebeten und beschert — entsprechend dem Examenresultat — die einen mit Süßigkeiten und Spielzeug, oder bestraft die anderen mit der Rute und erschreckt sie durch seine ungewöhnliche Begleitschar.

Die aufgezählten Gebräuche sind in West- und Mitteleuropa weit verbreitet, das heißt soweit eben der Einfluß der römisch-katholischen Kirche reicht; dagegen fehlen sie vollkommen im Bereich des orthodoxen Einflusses.

Wenn man alles zusammenfaßt, dann kann man wohl mit Recht sagen, daß die heutige Volkstradition vom heiligen Nikolaus eine künstliche Verknüpfung von Legenden und Sitten ist, die auf der einen Seite aus der Lebensgeschichte des Heiligen geschöpft sind, auf der anderen Seite aber von anderen Kalendernachbarn oder der Bedeutung nach verwandten Heiligen übernommen wurden, oder schließlich ein Erbteil der vorchristlichen Herbstfeierlichkeiten sind. Nach Prof. Dr. W. Klinger.

Advent.

Weihnachten will nun kommen,
Tänzlein warten im Wald,
Und sie flüstern beklommen:
Holt uns Knecht Ruprecht bald?

Weihnachten wird es wieder!
Jubeln die Kinderlein all,
Singen so selige Lieder,
Singen vom Christkind im Stall.

Weihnachten, Fest der Wonne,
Fest für groß und klein,
Strahl so hell wie die Sonne
In unser Herz hinein!

Unke Gawe hns.

Korsische Straßebilder.

Von Helmut Schilling.

I. Morgen in Bastia.

„Adieu Bastia!“ ruft der kleine Schiffsjunge zum Gruß, als sich das Schiff der nördlichsten Hafenstadt Korsikas nähert. Und nun erheben sich die Passagiere, die je nach Klassenbewußtsein und Geldmitteln in Sonderkabinen oder auf Deck zwischen Kisten, Körben und allerhand Vieh die Nacht zugebracht haben. In Eile scharen sie sich an den Ausgängen zu den Landungsbrücken, als ließen in Korsika Blitzüge, die die Ankunft des „Napoleon Bonaparte“ nicht abwarten können und als sei die rot aus Meer und Nebel aufsteigende Sonne nur ein unbeachtliches Ankunftssignal. Schon fallen die Brücken, schon schreien die Gepäckträger, schon rollen die wenigen mit Fremden beladenen Kutschen davon, — und schon steht die ganze zur Weiterfahrt drängende Gesellschaft vor dem festverschlossenen Bahnhof von Bastia.

Nein, so ungemütlich will Korsika seinen Sonntag nicht beginnen! Mag der Bahnhof sich um sechs Uhr morgens noch nicht öffnen, so tun doch die Cafés ihre Tore auf und schieben die einladenden Tische und Stühle weit aufs Trottoir vor. Da liegen bald in wirrem Durcheinander die

Koffer der Reisenden, und diese selbst schlürfen fröstelnd eine Schale Kaffee und lügen enttäuscht die tostilen Straßen entlang.

Es klingt ihnen wie verheißender Morgengesang, als die Fischfrau als erste um die Ecke biegt und in das Schweigen ruft: „Aia, cinquanta sous la livre“. Auf dem Kopf trägt sie in weitem, niederem Korbe einen Teil des Fischfangs der Nacht; ihr Gefolge bildet eine Schar schwärzweiss gefleckter Räben, die nach langer Nachtstrolcherei gierig die Fischedingeweihe fressen, welche gleich auf der Straße ausgenommen werden. Nun tun sich vereinzelte Türen auf und Räuberinnen treten heraus; auch Kirchgängerinnen, die in die Barockkirchen zur Frühmesse schreiten und noch genügend Selbstvergessen besitzen, sich in gläubiger Ehrfurcht auf die kalten Steinfließen hinzuwerfen.

Wer an diesem Sonntagmorgen das Herz nicht reinigt, der säubert wenigstens das Haus: Aus den zahlreichen sieben- und achtstödigen Häusern, die sich aus der Niederung zum Berghang hinziehen und sich dort eng an die Felsen anlehnern, schleppen Frauen und Kinder die Rehrichtfisken und entleeren sie in die Gasse. Manch zweifelhaftes Zeug patscht aus den oberen Fenstern auf die Straße nieder. Vom Rande der Altstadt oben am Hang kollert allerhand Abfall über die Felsen ins Meer, dessen Wellen längst verrostete eiserne Bettgestelle, Stühle und Kinderwagen bespühlen.

Nun peift ein schriller Pfiff durch die Luft. Keine Verhaftung! Es ist nur der Briefträger, der die Treppen der hohen Häuser nicht ersteigen will. „Madame Aiucia! — Francesco! — Mademoiselle Sigliani!“ ruft er die steilen Fassaden empor. Hoch oben öffnen sich Fenster. Korffische, manchmal französische, manchmal italienische Sätze werden laut. Das Schiff hat diesem und jenem unerwartete, aufregende Nachricht gebracht. Schon die Ankunft des Briefes ist Sensation. Eine Frau im Nachthemd und wilder Frisur gestikuliert aus Stock sieben und bringt neben sich den Vogelfäfig, in dem statt eines Kanarienvogels zwei Hühner sitzen, in verhängnisvolles Schwanken. Annamaria Bucci, ein Kind, kommt weinend gelauft, weil es glaubt, der Briefträger möchte ihm den Brief für Vater Paolo Bucci, dessen Namen er schon vor fünf Minuten ausgerufen hatte, nicht mehr geben.

So erwachen die Straßen. Drobten vor der Zitadelle lösen sich die innerafrikanischen Wachposten ab. Mit Gleichmut schreiten die tiefschwarzen Neger hin und her; sie schauen gleichgültig dem heiß aufsteigenden Tag entgegen. Nur selten grinsen sie, wenn die Knaben der Bürgerschaft mit ihren feinen Sonntagshöschen auf den steinigen, staubigen Fußballplatz traben, wo sie sich eifrig üben, nicht jeden Schuß auf der einen Seite ins nahe Meer, auf der andern Seite an die Felswand und mithin sich selbst wieder ins Gesicht zu jagen.

Auch die Männer der Stadt schreiten allmählich und bedachtsam aus den Häusern und schauen von der Stadtterrasse auf den Hafen nieder, wo eben eine prachtvolle englische Privatjacht eingelaufen ist und sich schwesterlich neben das französische Kriegs- und Schulschiff legt. Ihre rote Fahne trägt das bis zu den Rändern auslaufende weiße Kreuz. Es ist Sonntagmorgen-Beschäftigung der Männer, sich zu fragen, woher das Schiff komme. Der Älteste unter ihnen sagt schließlich: „C'est un Suisse“ und die andern wiederholen nachdenklich: „Oui, c'est un bateau suisse“.

Und jetzt kommen zu allerleit aber weil sie eben Mädchen sind, immer noch früh genug — die jungen Schönheiten der Stadt und tun, als hätten sie nur gewartet, bis all die festliche Morgenstimmung für sie bereit sei und bis die Sonne die richtige Wärme zu ihren leichten gelben, roten, weißen, blauen und buntgefleckten Kleidern sende. Wärme, Licht und Frohsinn stehen diesen jungen Promenadegästen gut; und mit einemmal verkauft der Mann

am Eiswagen doppelt so viel Eis, erbetteln sich die barfüßigen Jungen von den bessergelaunten Fremden das Doppelte an Münzen, verlieren die Klosterschwestern, die gerade einen Zug kleiner, gleichgekleideter Mädchen durch die Platanen- und Palmenallee leiten, den strengen Ausdruck des Gesichts. Jetzt erst, da die schöne Jugend Arm in Arm zwischen Hafen und Stadt dahinzieht, hat der richtige Tag begonnen. So denkt sogar die weltweise Sonne, und mit übertriebenem Feuereifer wirft sie all ihre Wärme und ihren Segen auf die Stadt nieder.

II. Mittag in den Bergen.

Aus der Küstenniederung zieht die Straße in endlos erscheinendem, verhaltenem Aufstieg in die Berge hinein. Sie windet sich müde und vertrödnet unter der Hitze des Mittags. Sie hat den lustigen Aufschlag der Meereswogen vergessen und folgt ohne Lied, fast ohne Pulschlag der vorgezeichneten Richtung. Einige Schwalben begleiten sie ein Stück Weges und fliegen tief unten im Straßengraben. Dann kehren auch sie um, und die Straße ist allein.

Sie zählt die vielen Stunden bis in die ersten, noch breiten Täler nicht. Denn sie weiß, daß Breite und Niederung nur Anfang sind, daß sie nicht denken darf, bevor der harte Kampf oben an den felsigen Berghängen beginnt. Ohne einen Schatten zu erhoffen kriecht sie dahin; in der baumarmen Gegend stehen die Telephonstangen in gewaltigen Abständen und zerrn die lastenden Drähte durch die heiße Luft. Auch die wenigen Steinbütten geben keinen Schatten: Die Sonne sticht steil herab und brennt durch die Deden der eingefallenen Dächer. Zwischen dem verbliebenen Grün des niedern Strauchwerks schlängelt sich der Fluss und versteckt sich mit seiner grünen Farbe vor den gierigen Sonnenstrahlen. Hin und wieder steht ein Maulesel im Schatten einer Platane; er ist allein und schaut stumpf auf das gelbe Straßenband, das langsam in die Höhe der Berge zieht.

Nach langen Stunden sieht die Straße einige Dörfer, die auf den steilen Bergvorsprüngen hoden. Es könnten Trutzburgen sein, mutige und gehässige Bauten gegen den harten, heißen Himmel. — Festungen und Gefängnisse; denn kein Mensch zeigt sich im Mittagslicht.

Nun endlich, schon tief in den Bergen, wirbelt der gelbe Staub. Immer näher, immer näher! Und jetzt hämmern unregelmäßige Tritte den Felsen entlang. Ein Trupp Soldaten schreitet daher. Müde, staubig, in Schweiß gehabedet tragen sie ihre hellen Uniformen, die schweren Schuhe, Gewehre und Taschen durch das heiße Land. Einige stolpern, einige schlafen, ein einziger singt. Kein Taktenschritt, nur ein zähes Voran! Gleich wie es gehe, mit dem bösen Pochen in den Schläfen voran! Und nun ein Seufzen, und nun ein dumpfes Knirschen der Zähne, — und nun vorbei! —

Die Straße sieht sich nicht um. Sie kennt kein Mitleid mehr und müht sich langsam empor. Auch sie wird nicht beachtet, wenn sie überholt wird von der Lokomotive, dieser lächerlich kleinen Lokomotive, die den Zug über Brüden und durch Tunnels schleppet. Sie könnte dieses kleine, schaumbede Ding hasßen, wenn es in dem mit Mauerwerk und Schießscharten befestigten Bahnhof liegt, sich ausruht und nur wartet, bis die Straße stumm und erdurstet ankommt, um dann mit höhnischem Pfiff wieder vorauszueilen. Nein, sie haßt und liebt nicht mehr; sie läßt sich einfach von den Sonnenstrahlen müde geizeln.

Als die Straße hoch oben, in der Mitte der Insel, den zweitausend Meter hohen Bergen entlang kriecht, kommt ihr ein mit gewaltigen Steinen beladener, zweirädriger Karren entgegen. Sechs Maulesel ziehen ihn durch die Einsamkeit. Schellengeläute begleitet sie, als trabten sie in lustigem Rösselspiel. Wohin sie diese Klöze führen, mitten in der Steinöde? Der Fuhrmann überlegt es sich kaum; er ist stumpf wie die Tiere, wie die Straße, wie der Fels.

Er sieht die Schneefelder auf den Gipfeln ebensowenig wie er die seltenen, kümmerlichen Aehrenfelder unten im Tale beachtet; er kennt nur die heiße Straße, das flimmernde Licht, den eintönigen Himmel. Erst als der Zweiräderkarren in einem Erdloch steht, erwacht er aus dem dämmernden Halbschlaf und zerrt die Maulesel mit „Brrr — üö!“ und „Brrr — uss!“ hin und her. Ein widerspenstiges Tier sperrt sich, andere ziehen toll an; es ist ein unüberlegter, verzweifelter Kampf.

Die Straße erbarmt sich; sie macht sich ganz klein und platt. Da knarrt der Wagen hinweg und rollt in die eintönige Ferne.

Auch die Straße kämpft gegen das letzte Hindernis. Im Südwesten liegen Täler, die in die Tiefe zeigen, die Schattenflächen an den Felsen tragen und außer den seltenen Pappeln auch Eichen und Tannen besitzen. Als der höchste Paß genommen ist, läßt sich die Straße in diese kühleren, grüneren Schluchten fallen. Sie fühlt sich verjüngt, macht dumme Umwege und hüpfst verwegener über tiefgelegene Bäche. Dem Abend und dem Meere läuft sie schneller entgegen.

Weit drunten raucht die Lokomotive. Jetzt muß sie sich beeilen, um von der Straße nicht überholt zu werden. Diese weiß plötzlich nichts mehr vom strengen Mittag und rennt einem milden Abend entgegen, der erst ganz wenige Schatten gesandt hat und noch lange auf sich warten lassen wird. —

Doch die Straße ist wie ein sehr törichter, aber gläubiger Mensch und kann vergessen. Sie kann einfach vergessen, daß sie die Wundmale von Sonne, Huf und Räderwerk trägt! Und sie springt gläubig die bald steinigen, bald bewaldeten Hänge hinab, bis sie drunten wirklich von der Dämmerung umfangen wird und sich in einem ruhigen, ebenen Gange zum Meere hin ausläuft.

III. Abend in Ajaccio.

Während die letzten Sonnenstrahlen den ruhigen Golf zwischen den fernen Inselchen und der Stadt Ajaccio bestrichen, sitzen die splinternadigen Jungen auf dem Hafenwall und bauen sich ein kleines Segelschiff. Es heißt „Sainte Lucie“, trägt eine winzige französische Flagge, fährt zehn Meter in den Hafen hinaus — und versinkt. Das Gewimmer der Knaben wird übertönt durch das schallende Gelächter der Matrosen. Sie stehen hart da, schwer, braungebrannt, kohlenbestaubt, und sie schauen selbstbewußt auf ihre festen Kohlen- und Getreideschiffe aus Genua und Marseille. Dann nicken sie nachdenklich mit dem Kopfe, als wüßten sie sehr viel von der Geschichte Korsikas, von seinen Unternehmungen, dem wiederholten mutigen Auslaufen und dem stets neuen Strandten.

Korsika hat viel um seine Freiheit und um das Meer gekämpft. Verschiedene Aufstände gegen die frühere Herrin Genua zerbrachen. Das phantastische Königtum unter dem westfälischen Abenteurer Baron Neuhoff war nur von kürzester Dauer. Der korsische Freiheitsheld Paoli lebte lange in der Verbannung und kämpfte gegen zwei Herren, Genua und Frankreich. Seinen größten Bürger, Napoleon, verlor Korsika an Frankreich, an das es ein Jahr vor Napoleons Geburt von Genua verkauft wurde. Auch dieser Größte ging unter, bevor sein Werk gefestigt war. Nach ihm suchte sein früherer Kampfgenosse Murat von Korsika aus das Königreich Neapel wiederzuerobern, und er gelangte nicht zum Ziel. —

Jetzt trägt die Vaterstadt Napoleons nur noch die vielen historischen Namen: „Avenue du Premier Consul“, „Cours Napoléon“ u. a.; der Palazzo Pozzo-di-Borgo ist zum Teil aus den Trümmern der Pariser Tuilerien aufgebaut; die Häuser tragen Erinnerungstafeln an Napoleon, Paoli und Murat; viele Denkmale sind dem großen Kaiser erstellt, die ihn als jungen Helden, als korsischen Admiral,

als allgewaltigen Herrscher inmitten seiner vier Brüder zeigen.

Über die denkmalgeschmückten, palmenbestandenen Plätze schreiten nun die Matrosen, die sich für den Stadtaufenthalt in weiße Hosen und leichte, saubere Blusen gekleidet haben. Sie setzen sich in den zahlreichen Straßencafés nieder, rauchen die in Korsika unglaublich billigen Zigaretten und trinken als Apéritif den eisgekühlten Absinth, den sie selbst in der von Gelezen wenig belasteten Stadt Marseille nur unter dem Namen „Unis blanc“ erhalten. Zwischen den hellgekleideten Matrosen sitzen in dunkler Gewandung die Bauern des Landes, tiefbraune, oft sehr stumpfnäsig, oft bartige Männer, die den schwarzen Hut tief im Gesicht und die rote Schärpe unter den dicken Bäuchen fast auf dem Schenkelansatz tragen. Daneben die Jünglinge der Stadt, patent gekleidet, mit tadellosem Schuhwerk, eleganter Bewegung, schönen Gesichtszügen und frischer Stimme.

Ein Teil der Frauen Ajaccios schreitet im Gefolge einer Prozession vorüber. Der Bischof verbirgt lächelnd sein Gesicht vor dem aufdringlichen Blütensegen, mit dem ihn die weihrauchschwefelnden Knaben mutwillig überschütten. Die wenigen Kirchenleute lösen sich tapfer in ihrem heisergewordenen Gesang ab.

Matrosen, Bauern und Städter diskutieren eifrig über den Sinn der Prozession. Nur noch einmal verstummen sie, als zwischen den sehr hohen Häusern ein Leichenzug vorbeirasselt, bestehend aus Leichenwagen, Mauleselgespannen, Luxusgefährten, Autos und Eselkarren.

Dann begeben sich die Bauern auf ihre Gehöfte; sie reiten auf den Mauleseln oder lassen sich in leichten Zweiräderkarren von diesen ziehen und peitschen sie auf der ersten kurzen Strecke im Galopp zur Stadt hinaus. Die Matrosen wechseln Lokal und verkriechen sich zum Abendmahl in die kühlen Gewölbe der Kneipen. Auf der Straße tummeln sich nur noch die Hunde, die sich mit rührender Fürsorge gegenseitig die Flöhe aus dem kurzgeschorenen Fell nagen. An dieser und jener Ecke stehen Esel, die — vor die niederen Karren gespannt — ungeduldig ihr rauhes Iaaa ausstoßen.

Erst als mit einem Schlag die Kapellen der Straßencafés mit energischer Marschmusik einsetzen, springen die Haustüren wieder auf, und plötzlich bewegt sich Groß und Klein zu spätem Spaziergang auf der Hauptstraße. Kinder, mit riesigen Zuderstengeln ausgerüstet, spielen bis gegen Mitternacht zwischen den Kaffeehausgästen Versteckens; die Hunde traben mit merkwürdigem Taktgefühl an den Orchestern vorüber; ein Lautsprecher schmettert hartnäbig Josephine Bakers Tiri-diri-Lied dazwischen, das von der Liebe zu Paris erzählt und das sie sonst mit so schwacher, lieber, kleiner Stimme im Casino de Paris singt. Die Damenkapelle weiß sich während des Musizierens unendlich viel zu erzählen, bis schließlich Streit ausbricht und die Cellistin, die zuvor urmächtig das Schlagzeug gerühmt hat, beleidigt den Pavillon verläßt, worauf „Les Légendes de la Forêt“, das sind die „Geschichten aus dem Wienerwald“, nicht gespielt werden können.

Die Gäste und Spaziergänger sind ihrerseits gar nicht beleidigt: Sie lauschen einfach der Musik des nächstgelegenen Cafés; sie atmen die kühle Abendluft, singen leise Melodien vor sich hin, fotettieren, betrachten sich gegenseitig in ihren Sommerkleidern, sprechen hier und dort ein Wort miteinander, wandern auf und ab und scharen sich schließlich unter dem roten Licht eines Eingangs, an dem geschrieben steht: „On danse après minuit!“

Meines Kindes Abendgebet.

Dich fleh ich an: Zeig mir die Bahn,
Laß fromm und rein mein Leben sein!
An jedem Ort steh ich vor dir;
O Herr, mein Gott, Sei du mit mir!

(H. Leuthold.)